Methoden der Diskurslinguistik

Linguistik – Impulse & Tendenzen

Herausgegeben von

Susanne Günthner
Klaus-Peter Konerding
Wolf-Andreas Liebert
Thorsten Roelcke

31

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Methoden der Diskurslinguistik

Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene

Herausgegeben von
Ingo H. Warnke und Jürgen Spitzmüller

Walter de Gruyter · Berlin · New York

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 978-3-11-020041-6

ISSN 1612-8702

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Copyright 2008 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany
Einbandgestaltung: Christopher Schneider, Berlin

IN MEMORIAM
Fritz Hermanns
1940–2007

Vorwort

Während noch vor einigen Jahren eine an der Diskurstheorie Foucaults orientierte Sprachwissenschaft fachinternen Rechtfertigungszwängen unterlag, hat sich die Diskurslinguistik mittlerweile als Erweiterung text- und soziolinguistischer Perspektiven etabliert. Dies ist sowohl an der Beschäftigung mit diskurslinguistischen Themen in der universitären Lehre als auch an den diskurslinguistischen Qualifikationsarbeiten der letzten Jahre deutlich abzulesen. Jedoch kann die Verankerung der Diskurslinguistik in der Sprachwissenschaft nicht über ein Missverhältnis zwischen theoretischem Aufwand und oft fehlender methodischer Fundiertheit hinwegtäuschen. Der Mangel an verlässlichen Methoden sowie die nicht selten fehlende methodologische Legitimierung von diskurslinguistischen Analyseverfahren hat uns dazu veranlasst, im September 2006 im Rahmen des *41. Linguistischen Kolloquiums* an der Universität Mannheim das Thema „Methoden der Diskurslinguistik nach Foucault" zum Gegenstand einer Sektion zu machen. Die dort in Vorträgen, Diskussionen sowie bei einem runden Tisch zum Thema „Diskurslinguistik, Macht und Kritik" präsentierten methodischen Zugänge und methodologischen Positionen waren Auslöser für eine weitergehende Diskussion des methodischen und methodologischen Status der Diskurslinguistik, deren aktueller Stand im vorliegenden Band dokumentiert ist.

Das Ziel dieses Buches ist es, ein Angebot zur Qualitätssicherung von diskurslinguistischen Methoden vorzulegen, das die unterschiedlichen Erkenntnisinteressen der linguistischen Teildisziplin nicht verwischt. Bereits vor der Entstehung des Buches haben wir deshalb mit den Beiträgerinnen und Beiträgern grundlegende methodische und methodologische Fragen diskutiert. Wir möchten allen Beiträgerinnen und Beiträgern dafür danken, dass sie sich engagiert an dieser Diskussion beteiligt und ihren eigenen Standpunkt in methodisch und methodologisch fokussierten Abhandlungen verdeutlicht haben. Das von uns in diesem Zusammenhang nun vorgeschlagene Rahmenmodell DIMEAN ist ebenfalls als Resultat dieses substanziellen Austauschs, ohne den das Modell in dieser Form nicht vorliegen würde, zu verstehen. Auch dafür gebührt zahlreichen Kolleginnen und Kollegen großer Dank.

Besonders erfreut hat es uns, dass der Verlag Walter de Gruyter ein nachhaltiges Interesse an der Entwicklung der Diskurslinguistik als eigenständiger sprachwissenschaftlicher Teildisziplin gezeigt und dass er es uns zusammen mit den Herausgebern der Reihe *Linguistik – Impulse & Tendenzen* ermöglicht hat, das Buch in dieser Form vorzulegen. Unser besonderer

Dank richtet sich hier an Herrn Dr. Heiko Hartmann und Frau Manuela Gerlof. Schließlich danken wir auch Frau Hannah Willing, die mit scharfem Auge bei der Drucklegung hilfreich war.

Widmen möchten wir den Band unserem fachlich und menschlich großen Kollegen Fritz Hermanns, ohne den es die germanistische Diskurslinguistik in ihrer heutigen Form nicht gäbe. Noch auf dem Mannheimer Kolloquium war er ein wie gewohnt inspirierender und präzise insistierender Diskussionsteilnehmer, und nicht zuletzt die dort geführten Diskussionen zwischen ihm, Dietrich Busse und Wolfgang Teubert bleiben den Teilnehmerinnen und Teilnehmern nachhaltig in Erinnerung. Im Sommer 2007 ist Fritz Hermanns unerwartet verstorben. Er hinterlässt eine große Lücke.

Göttingen und Zürich, im Juni 2008

Ingo H. Warnke und Jürgen Spitzmüller

Inhalt

Vorwort VII

Einleitung 1

Ingo H. Warnke/Jürgen Spitzmüller
Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik –
Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft
jenseits textueller Grenzen 3

I. Episteme und Schemata 55

Dietrich Busse
Diskurslinguistik als Epistemologie –
Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand
linguistischer Forschung 57

Alexander Ziem
Frame-Semantik und Diskursanalyse –
Skizze einer kognitionswissenschaftlich inspirierten
Methode zur Analyse gesellschaftlichen Wissens 89

Klaus-Peter Konerding
Diskurse, Topik, Deutungsmuster –
Zur Komplementarität, Konvergenz und Explikation
sprach-, kultur- und sozialwissenschaftlicher Zugänge zur
Diskursanalyse auf der Grundlage kollektiven Wissens 117

Georg Albert
Die Konstruktion des Subjekts in
Philosophie und Diskurslinguistik 151

II. Aussagen und Argumentationen 183

Johannes Angermüller
Wer spricht?
Die Aussagenanalyse am Beispiel des Rassismus-Diskurses 185

Martin Wengeler
„Ausländer dürfen nicht Sündenböcke sein" –
Diskurslinguistische Methodik, präsentiert am
Beispiel zweier Zeitungstexte 207

Constanze Spieß
Linguistische Diskursanalyse als Mehrebenenanalyse –
Ein Vorschlag zur mehrdimensionalen Beschreibung von
Diskursen aus forschungspraktischer Perspektive 237

III. Multimodalität und Interaktivität 261

Stefan Meier
Von der Sichtbarkeit im Diskurs –
Zur Methode diskursanalytischer Untersuchung
multimodaler Kommunikation 263

Claudia Fraas/Christian Pentzold
Online-Diskurse –
Theoretische Prämissen, methodische Anforderungen und
analytische Befunde 287

Kersten Sven Roth
Interpersonale Diskursrealisationen –
Überlegungen zu ihrer Integration in die
diskurssemantische Forschung 323

IV. Ideologie und Macht.....359

Tommaso M. Milani/Sally Johnson
CDA and Language Ideology –
Towards a Reflexive Approach to Discourse Data 361

Ulla Fix
Die Ordnung des Diskurses in der DDR –
Konzeption einer diskursanalytisch angelegten Monographie
zur Analyse und Beschreibung von Sprache und Sprachgebrauch
im öffentlichen Diskurs eines totalitären Systems.....385

V. Korpus und Muster.....405

Noah Bubenhofer
Diskurse berechnen?
Wege zu einer korpuslinguistischen Diskursanalyse 407

Autorinnen und Autoren.....435

Sach- und Personenregister.....443

Einleitung

Ingo H. Warnke/Jürgen Spitzmüller

Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik – Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen

This introductory chapter to the volume sets out to explore the rather heterogeneous scientific field that is commonly labelled *discourse analysis* or *discourse linguistics*, for that matter. It discusses the scope of the subject, in particular the question how far linguistic discourse analysis has to or must go beyond linguistic analyses proper, for instance when multimodal data or socio-political dynamics are observed. The chapter further provides an overview of the most commonly applied discourse-analytical methods and, pleading for strict methodologic criteria such as reliability and validity, it proposes a multi-layered model of analysis (DIMEAN) that combines the linguistic micro-level-analysis with the meso-level of metapragmatics/actors and with the macro-level of the wider socio-polictical, intertextual and discursive context. In the concluding part, an outline of this volume's chapters is provided.

1. Unterspezifiziertheit und Übergeneriertheit als methodische Fallen der Diskurslinguistik

Weder Bemerkungen über die Vagheit des diskurslinguistischen Gegenstandes noch über den so genannten inflationären Gebrauch des Terminus ‚Diskurs' in den Geisteswissenschaften sind zeitgemäß. Auch weitgreifende theoretische Reflexionen zum Status des Diskurses in unterschiedlichen linguistischen Theorien entbehren heute einer Notwendigkeit. Sowohl Theorieverankerung als auch Terminologiepräzisierung sind für die Diskurslinguistik, nicht zuletzt in Folge von wissenschaftsinternen Rechtfertigungszwängen, in einem Maße geleistet, wie dies nur bei wenigen sprachwissenschaftlichen Gegenständen der Fall ist. Eine Apologie der Diskurslinguistik ist damit hinfällig geworden. Ihre Relevanz sowie ihre fachsystematische Einbettung hat die Diskurslinguistik inzwischen vielfach dokumentiert (vgl. bspw. Böke/Jung/Wengeler 1996, Blommaert 2005, Warnke 2007). Ähnlich wie dies im Zusammenhang der Etablierung der Textlinguistik der Fall war, steht jedoch die theoretische Mobilisierung der Diskurslinguistik in einem bedauerlichen Missverhältnis zu ihrer mangelnden methodologischen Begründung und vor allem ihren fehlenden methodischen Allgemeingültigkeiten. Von ‚Standards der diskurslinguistischen Forschung' überhaupt zu sprechen, wäre derzeit folglich noch ge-

wagt. Vielmehr hat sich inzwischen eine plurale bis idiosynkratische Verfahrensweise bei der Analyse von Diskursen entwickelt, die der Bündelung, Klärung und Vereinheitlichung dringend bedarf.

Die Geschichte der Diskurslinguistik der vergangenen zwanzig Jahre kann generalisierend als Weg von der Unterspezifiziertheit zur Übergeneriertheit beschrieben werden. Diskurslinguistik war unterspezifiziert, so lange sie über ihren Gegenstand weniger in Erfahrung brachte, als dies mit sprachwissenschaftlichen Verfahren möglich und notwendig ist. Diskurse sind weitaus komplexere Gegenstände als etwa begriffsgeschichtliche Quellensammlungen. Eine allein an Fragen der historischen Semantik ausgerichtete Diskurslinguistik vermochte daher der Komplexität diskursrelevanter Fragestellungen nicht zu entsprechen. So musste die lange Zeit zu konstatierende Ausklammerung der Akteure aus dem sprachwissenschaftlichen Interesse am Diskurs unweigerlich zur Reduktion des Gegenstandes führen, und das heißt zu einer durch unterspezifizierte Methoden hervorgebrachten Simplifizierung des Diskursphänomens. Als Gegenbewegung dazu und Reaktion auf das breite humanwissenschaftliche Interesse am Diskurs rückten dann zunehmend auch Dimensionen des Gegenstandes in den sprachwissenschaftlichen Blick, denen man nicht ohne Begründung einen *linguistischen* Status zuschreiben kann: Bildanalyse, Machtanalyse, Akteursanalyse usw. Gegenüber einer unterspezifizierten Diskurslinguistik haben solche Ansätze den Vorteil, der Breite des Gegenstandes gerechter zu werden, doch erreichen sie dies durch Gefahr der Übergeneriertheit. Diskurslinguistik ist übergenerierend, wenn sie über ihren Gegenstand mehr in Erfahrung bringt, als dies mit sprachwissenschaftlichen Verfahren möglich und notwendig ist. Eine übergenerierende Diskurslinguistik bewegt sich insoweit immer an den Grenzen der eigenen fachlichen Identität, mischt disziplinäre Ansätze und ist im besten Fall interdisziplinär und im schlechtesten Fall unprofessionell. Beide Repräsentationsformen, unterspezifizierte und übergenerierende Diskurslinguistik, führen schnell zu divergenten Ergebnissen unterschiedlicher Forscher und Fächer bei gleichem Gegenstand. Eine noch zu leistende linguistische Analyse des *Terreur*-Diskurses der Jahre 1793/94 würde etwa in der unterspezifizierten Variante sicher viele Befunde des Sprachgebrauchs im Umfeld der *loi martiale applicable* zu Tage fördern, müsste sich aber bei allein begriffsgeschichtlichem Interesse vielleicht vorhalten lassen, das *Comité de salut public* als Akteur nicht gewürdigt zu haben. Umgekehrt würde Diskurslinguistik sich in der übergenerierenden Form vielleicht bei Analyse der Bildüberlieferung des *tribunal révolutionnaire* vorhalten lassen müssen, kunstwissenschaftliche Verfahren der politischen Ikonographie nicht zu

kennen. Unterspezifiziertheit und Übergeneriertheit zeigen sich also als methodologische Fallen der Diskurslinguistik.

Das liegt daran, dass der Diskurs anders als die Struktur des Wortes oder des Satzes eine komplexe Morphologie besitzt, die über das Sprachliche weit hinausgeht: Macht, Verhalten, Visualität, Stimme sind im Diskurs ebenso einbegriffen wie alles, was man *Aussagen* nennen kann, „insoweit sie zur selben diskursiven Formation gehören" (Foucault 1973:170). Das heißt auch, dass Diskurse nicht allein „als Gesamtheit von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen)" zu verstehen sind, sondern auch „als Praktiken […], die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen" (Foucault 1973:74).

Es stellt sich die Frage, wo in einem derart anthropologisch umrissenen Feld von letzthin allen Aussagen in parallelen Wirkungsbedingungen die spezifisch linguistischen Gegenstände sind, das, was durch Diskurslinguistik archäologisch erfasst werden kann. Damit verbunden sind die Fragen, wo die Grenzen linguistischer Analyse und mithin des Faches selbst gezogen sind oder anders, bis an welche Grenzen die Sprachwissenschaft vorstoßen muss, um ihr diskurslinguistisches Objekt zu erfassen. Dabei möchte man trotz Phänomenvielfalt auf wissenschaftliche Grundprinzipien der Validität und Reliabilität nicht verzichten (vgl. Busch 2007), die in einer unterspezifizierten Diskurslinguistik ebenso empfindlich gestört sein können wie vor allem in einer überdeterminierten. Überlegungen zu(r) Methode(n) der Diskurslinguistik haben daher unweigerlich die linguistische Methodenidentität im multidisziplinären Projekt der Diskursanalyse zu klären.

Nun mag gegen Forderungen nach methodischer Vereinheitlichung der Diskurslinguistik schnell der Einwand erhoben werden, dass es in einer letzthin hermeneutisch arbeitenden Wissenschaft, die Texte wie immer analysiert und interpretiert, so etwas wie Gültigkeit und Wiederholbarkeit von Analyseergebnissen nicht geben kann. Unter Umständen ist also allen Versuchen der methodischen Operationalisierung sprachwissenschaftlicher Diskursanalyse das Konzept der intersubjektiven Aushandlung qua Überzeugungskraft von Argumenten entgegenzuhalten. Doch möchte man als Sprachwissenschaftler nicht leichtfertig hermeneutischen Pluralismus oder gar hermeneutische Willkür gegen linguistische Methoden eintauschen. Die Auslegung einer vermeintlichen *intentio operis* gehört auch in der Diskurslinguistik nicht zu den eigentlichen Gegenständen sprachwissenschaftlicher Praxis. Für literaturhistorische Interpretationen mag dies je nach methodischem Bekenntnis notwendig sein, für sprachwissenschaftliche Untersuchungen möchte man nicht auf wiederholbare

Gültigkeit analytischer Ergebnisse verzichten, zumal methodische Gütekriterien der Diskurslinguistik immer einen Rest an Variation des Forschungslayouts besitzen werden, dies gibt der multidimensionale Gegenstand vor.

Zu bestimmen, wo die Grenzen zur Unterspezifiziertheit und zur Übergeneriertheit verlaufen, ist freilich keine triviale Aufgabe. Die Linguistik ist ja weder in ihrer Entwicklung noch in ihrer Binnenstruktur ein homogenes Fach. Auch die Frage, welche Methoden ab wann ‚sprachwissenschaftlich' sind, ist angesichts der ausgeprägten Adaptionspraxis der Linguistik nicht eindeutig zu beantworten. Und die Feststellung, dass die Grenzen des Fachs die Grenzen ihres Gegenstandes seien, verschiebt bekanntlich das Problem nur. Wir wollen das nicht bestreiten, zumal wir aus einer diskurstheoretischen Perspektive selbstverständlich auch davon ausgehen, dass das Fach bzw. seine jeweils vorherrschenden „Denkkollektive" (Fleck 1935) ihren Gegenstand und damit auch die Methoden, mit denen dieser Gegenstand analysiert werden kann, immer wieder neu konstruieren. Die Forderung nach einer diskurslinguistischen Fach- und Methodenidentität soll die Disziplin also weder in ein Korsett zwängen noch eine Erweiterung des Faches und des Methodenarsenals verhindern. Allerdings soll die dargestellte epistemologische Position, der zufolge auch die Diskurslinguistik diskursiv geprägt ist, keinen forschungspraktischen Freibrief darstellen. Was wir also brauchen, sind nicht nur Methoden, sondern auch eine aus der jeweils aktuellen Fachdiskussion heraus begründete *Methodologie* – die Diskurslinguistik muss sich also der Frage stellen, was sie eigentlich wissen will und was sie angesichts der ihr zur Verfügung stehenden Mittel und Einsichten zu beschreiben in der Lage ist. Eine immer wieder neu vorzunehmende Reflexion des als dynamisch zu verstehenden Faches, der (auch ‚etablierten') Methoden und der Selbstpositionierung der Forschenden sollte integraler und selbstverständlicher Bestandteil dieser diskurslinguistischen Methodologie sein.

2. Methoden und Methodologie einer Diskurslinguistik nach Foucault

Ziel eines Buches über *sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene* bleibt also trotz hermeneutischer Einrede die disziplinäre Kennzeichnung praktikabler und nachvollziehbarer Methoden, die den Ansprüchen und Zielen einer linguistischen Teildisziplin angemessen sind, welche sich in einer von Michel Foucaults Arbeiten geprägten wissenschaftsgeschichtlichen Tradition sieht, welche das heuristische Potenzial dieser Arbeiten

erkennt und welche ihre Konzepte und Gegenstandsbereiche gemäß der dort entwickelten Theoreme organisiert – einer sowohl temporal als auch modal verstandenen *Diskurslinguistik nach Foucault*, wie sie in Warnke (2007) theoretisch begründet wird.

Von den Grundsätzen Foucaults, auf die sich die methodologische Begründung einer *Diskurslinguistik nach Foucault* beziehen sollte, sind vor allem jene vier Prinzipien wichtig, die Foucault in seiner viel zitierten Inauguralvorlesung am Collège de France (1974) benannt hat:

(1) *Umkehrung* als Frage nach den diskursiven Determinanten, die Aussagen in ein Feld der symbolischen Koexistenz stellen
(2) *Diskontinuität* als Beachtung der Brüche in der Positivierung von Wissen in Ablehnung eines Konzeptes zum kontinuierlichen Bedeuten der Welt
(3) *Spezifität* als analytische Praxis, bei der Bedeutung nicht im Zeichenträger, sondern in kulturell gebundenem, verstehensrelevantem Wissen untersucht wird
(4) *Äußerlichkeit* als Absage an Sprachtheorien, die eine Sprache hinter dem Gebrauch vermuten und die Oberfläche der Textproduktion als linguistisches Epiphänomen einer virtuellen Tiefenstruktur verstehen

Folgt man, wie wir das vorschlagen, diesen Prinzipien und den im ersten Abschnitt dargelegten epistemologischen Kriterien, ergeben sich daraus für die Diskurslinguistik folgende methodologischen Konsequenzen:

(1) Konkrete Analysen haben nicht nach der Produktion von Äußerungen zu fragen, sondern dem *Prinzip der Umkehrung* gemäß nach den diskursiven Determinanten, die einzelne Aussagen in ein Feld der Präsenz bzw. symbolischen Koexistenz stellen. Dabei ist nicht von einem kontinuierlichen Vorgang der sprachlichen Produktion auszugehen, vielmehr besagt das *Prinzip der Diskontinuität*, dass es kein kontinuierliches Bedeuten der Welt gibt, sondern eher Brüche in der Positivierung, die es aufzudecken gilt. Bedeutung ist damit immer spezifisch, nur im Diskurs gegeben und resultiert aus einer Kontextualisierung (sensu Auer 1986) im verstehensrelevanten Wissen, sie ist also auf das *Prinzip der Spezifität* bezogen. Analysen der Diskurslinguistik nach Foucault konzentrieren sich schließlich auf die Emergenz von Bedeutung im Feld der konkreten Vertextungen. Der Ausgangspunkt ist immer die sprachliche Oberfläche, so dass in der Analyse das *Prinzip der Äußerlichkeit* zu beachten ist.

(2) Es geht darum, in der einen oder anderen Weise nach der Kontextualisierung von Aussagen zu fragen, zudem auch Aussagenbrüche in den Blick zu nehmen, also etwa das Verschwinden von sprachlichen Formen oder die wortreiche Nicht-Thematisierung, und schließlich sprachliche

Performanz als Ort der Generierung des wissenschaftlichen Gegenstandes der Linguistik zu verstehen. Dabei müssen methodologische Entscheidungen getroffen werden, also Aussagen darüber gemacht werden, welche linguistischen Methoden und methodischen Haltungen (vgl. Gardt 2007) dem Gegenstand ‚Diskurs' entsprechen.

(3) Im Spannungsfeld von faktischer Methodenvielfalt und möglicher Methodenvereinheitlichung ist zunächst die Forderung nach fachlich begründeten und zugänglichen Gütekriterien zu unterstützen. Das von Busch (2007:141) in die Diskussion eingebrachte Plädoyer gegen die Instabilität des diskurslinguistischen Gegenstandsbereichs und für „methodologische Analysestandards" wird hier aufgegriffen. Argumentationen, die eine übergenerierende Methodenvielfalt mehr oder weniger implizit als eine unhintergehbare Voraussetzung der tiefensemantischen Analyse größerer Korpora ansehen, überzeugen insoweit nicht, als sie eben keine validen und reliablen Forschungsergebnisse gewährleisten.

(4) Ungeachtet dessen kann es eine ‚alleinige' Methode diskurslinguistischer Analyse wegen der komplexen Diskursmorphologie und aufgrund der Dynamik des Faches nicht geben. Es gilt aber, die je nach Forschungsfrage in Betracht kommende linguistische *Diskursdimension* zu benennen, *Dimensionsvernetzungen* von Diskursen für das sprachwissenschaftliche Interesse ein- oder auszuschließen, die *Ziele linguistischer Diskursanalyse* deutlich zu benennen, eine Positionierung zu *Diskurslinguistik und Kritik* zu leisten und schließlich nachvollziehbare *Ebenen diskurslinguistischer Analyse* zu differenzieren. Dies soll im Folgenden genauer ausgeführt werden.

3. Diskursdimensionen als Gegenstandsverengung

Von einer komplexen Morphologie des Diskurses auszugehen heißt, eine Multidimensionalität der bedeutungs- und funktionstragenden Elemente im Diskurs als Standardfall anzunehmen. Neben verschiedenen Komplexitätsformen von Elementen des Sprachsystems – denn keineswegs sind nur Wörter prädestinierte Objekte der Diskurslinguistik – sind dies insbesondere visuelle Kommunikate, Raumstrukturierungen und Handlungen von Diskursakteuren.

Der diskursanalytische Gegenstand im Allgemeinen ist damit weiter als der diskurslinguistische im Besonderen. Diskursanalyse untersucht Wissen, Texte und alle Sorten kultureller Artefakte ebenso wie sprachliche und nicht-sprachliche Handlungen. Diskurslinguistik befasst sich demge-

genüber mit allen vielschichtig strukturierten Aussagen- und Äußerungskomplexen, in denen Sprache als symbolische Form rekurrent verwendet wird oder beteiligt ist. Sofern Sprache das alleinige Symbolisierungsmedium in Diskursen ist, kann deren Untersuchung in strukturalistischer Tradition als *innere Diskurslinguistik* bezeichnet werden, also als eine allein auf sprachliche Formen und Strukturen bezogene Analysepraxis. Wenn Sprache hingegen ein Teilmedium bei der Symbolisierung in Diskursen ist, und diese Beteiligungsrolle bei der Diskursmanifestation unter Berücksichtigung aller Außenbezüge in den Blick genommen wird, kann man demgemäß auch von einer *äußeren Diskurslinguistik* sprechen.

Es ist zu bedenken, dass solche Dichotomien jedoch die mit ihnen verbundenen Möglichkeiten metaphorischer Bewertungsschemata verlängern, wie sie in der Grammatik etwa mit der Unterscheidung zwischen *deep structure* und *surface structure* wissenschaftsgeschichtlich beobachtbar sind (vgl. Krämer 2001:38). Es geht uns also weniger um die Bezeichnung – deren Metaphorik von ZENTRUM und PERIPHERIE/INNEN und AUSSEN weniger an ein Territorium als etwa an die Darstellung des Prototypenmodells von Aitchison (1997:68) erinnern soll, bei dem die Positionen grundsätzlich dynamisch sind – als um die Unterscheidung selbst: *Diskursanalyse* zu *Diskurslinguistik*, *innere Diskurslinguistik* zu *äußerer Diskurslinguistik*. Wir gehen davon aus, dass es sich bei beiden Paaren nicht um distinkte Kategorien handeln kann, so dass sprachwissenschaftliche Arbeiten zum Diskurs in der Regel durch Untersuchung unscharfer Mengen gekennzeichnet sind. Für die methodische Begründung diskurslinguistischer Praxis ist aber gerade deshalb eine Festlegung auf solche Diskursdimensionen notwendig, denen kategoriale linguistische Eigenschaften zukommen.

Die komplexe Morphologie des Diskurses als interdisziplinärer Gegenstand ist empirisch durch kategoriale Uneindeutigkeit gekennzeichnet. Eine wissenschaftliche Behandlung des Diskurses steht jedoch in der Aufgabe, ihren Gegenstand auf fachspezifische Dimensionen zu verengen ohne damit die grundsätzlichen kategorialen Unschärfen verdecken zu wollen. Mithin muss Diskurslinguistik zwar nicht Teil einer übergeordneten interdisziplinären Diskursanalyse sein, sie wird aber stets eine Verengung des Diskurses auf strukturierte Aussagen- und Äußerungskomplexe vornehmen, in denen Sprache als symbolische Form verwendet wird oder beteiligt ist.

Sofern neben der Sprache eng verbundene Dimensionen, wie eben visuelle Kommunikate, Raumstrukturierungen und parasprachliche bis nicht-sprachliche Handlungen von Diskursakteuren für sprachwissenschaftliche Fragestellung zentral erscheinen, wird man neben analytischen

Verfahren einer inneren Diskurslinguistik auch auf Methoden der äußeren Diskurslinguistik zurückgreifen.

Als methodische Suche nach Erkenntnissen über Diskursformationen sollte Diskurslinguistik also zunächst durch Gegenstandsrestriktion gekennzeichnet sein. Mit Foucault'scher Diktion kann darin durchaus eine disziplinäre Verengung von Phänomenen gesehen werden, die wir jedoch bereits durch den Gebrauch der Bezeichnung *Diskurslinguistik* für grundlegend sinnvoll halten und hier vertreten. Mit diskurs*linguistischen* Methoden sollte insoweit immer eine Ausklammerung von Diskursformationen verbunden sein. Damit wird auch eine Übergeneriertheit des sprachwissenschaftlichen Arbeitens vermieden. Das bedeutet nicht, dass Disziplinengrenzen der wissenschaftlichen Progression im Wege stehen, wenn diese durch Behandlung von Überschneidungsphänomenen möglich ist. Doch Überschneidungsphänomene, wie etwa Text-Bild-Realisate in Diskursen, werden nicht *allein* linguistisch erfassbar sein. Die Analyse von visuellen Kommunikaten erfordert eben andere Methoden als die Untersuchung beispielsweise grammatischer Formen; die Simultanität einer Raumwahrnehmung ist mit anderen Mitteln analytisch segmentierbar als die Verwendung sprachlicher Lokatoren in einer linear aufgebauten Redekette.

Entweder Sprache wird also in bewusster Gegenstandsverengung allein mit linguistischen Methoden untersucht oder die Interdependenzen verschiedener Diskursdimensionen werden in einem multidisziplinären Methodensetting analysiert. Man wird hier kaum grundsätzliche Präferenzen haben, denn die Enge oder Weite jeweiliger diskurslinguistischer Arbeiten ergibt sich nicht zuletzt aus ihrem konkreten thematischen Profil.

Problematischer erweist sich aber die Generalisierung von diskurslinguistischen Befunden. Eine an spezifischen medialen Realisationen von Sprache ausgerichtete Analyse von Diskursen erlaubt es nicht, gültige Aussagen über den Diskurs an sich zu treffen. Methodologisch bedeutet das, dass ein Rückschluss von Sprache auf Diskurse immer nur partiell sein kann. Hier begegnen wir diesem Problem – das wiederum Folge der komplexen Diskursmorphologie ist – durch Integration der sprachlichen Handlungen und Handelnden in das erkenntnisleitende Interesse der Diskurslinguistik. Über die Untersuchungsebene der sprachlichen Aktionen und Akteure werden nicht-sprachliche Diskursdimensionen auch methodisch unmittelbar anschließbar. Unter Berücksichtigung der Handlungsebene sind sprachbezogene Ergebnisse auch auf nicht-sprachliche Formationen von Diskursen zu beziehen; genauer stellen wir dies in Abschnitt 7 dar.

4. Textualität und Visualität: Dimensionsvernetzung in Diskursen

Ganz im Sinne einer methodologischen Präzisierung von linguistischen Diskursdimensionen möchten wir hier auf den methodischen Zusammenhang von *Sprache* und *Nicht-Sprache* in Diskursen näher eingehen. Eingebettet sind die damit zusammenhängenden Probleme disziplinärer Grenzziehung zunächst in das viel allgemeinere Problem einer Abgrenzung von *Diskurs* vs. *Nicht-Diskurs*. Gegen die kritisierende Vermutung eines letzthin strukturalistischen, und das heißt vor allem textualistischen Diskursbegriffs bei Foucault stellt Waldenfels (1991:280) Foucaults „Annahme nichtdiskursiver Praktiken und Ereignisse der Geschichte, seien sie politischer, ökonomischer oder technischer Art". Foucault (1973:301) selbst schließt die *Archäologie des Wissens* mit der Aussage: „Der Diskurs ist nicht das Leben: seine Zeit ist nicht die Eure". Neben den diskursiven Formationen des Wissens ist also die nicht-diskursiv geprägte Erfahrung lebensbestimmend. In *Das Leben der infamen Menschen*, der Skizze zu einer Ethnologie von Existenzen der Zeit zwischen 1660 und 1760, verweist Foucault (2001:16) auf solche Menschen, „die dazu bestimmt waren, unterhalb jedes Diskurses vorüberzugehen und zu verschwinden". Versuche der diskursanalytischen Rekonstruktion von Aussagen- und/oder Wissensformationen berühren daher grundsätzlich auch nicht das „nackte Leben" (vgl. Agamben 2002:18) selbst, wie es etwa in der durch Foucault untersuchten Biopolitik manifestiert ist. Diskursanalyse im Allgemeinen und Diskurslinguistik im Besonderen bewegen sich also innerhalb der Grenzen zum Nicht-Diskursiven, so vage dieses auch bei Foucault bestimmt ist (vgl. Bogdal/Geisenhanslüke 2006).

Wenn darüber auch kein Zweifel geäußert wird, so rufen die nichtsprachlichen Dimensionen des Diskurses als möglicher Gegenstand auch linguistischer Untersuchung noch immer Widerstand hervor. Zunächst verwundert das angesichts sozialsemiotischer Multimodalitätsmodelle (vgl. Stöckl 2004a) oder etwa L. Jägers (2002) Konzept der Transkriptivität (vgl. auch Holly 2005), die davon ausgehen, dass sich Bedeutung im Zusammenspiel verschiedener semiotischer Systeme, und eben nicht nur auf sprachlicher Ebene, konstituiert. Jedoch müssen sich solche Positionen gegenüber der tradierten Vorstellung von Sprache als anthropologischem Archimedium (vgl. L. Jäger 2007:10) erst noch durchsetzen. Das Sprach-Apriori, also die Annahme einer nicht auflösbaren Bedingtheit des Denkens durch Sprache, ist nicht zuletzt Rechtfertigung für die Eigenständigkeit der Disziplin der Linguistik, so dass es kaum verwundern kann, wenn die Infragestellung der kategorialen Abgrenzbarkeit von Sprache gegen-

über anderen symbolischen Formen in Teilen der Sprachwissenschaft nichts geringeres als ein Tabu darstellt.

Besonders deutlich wird das, wenn prinzipiell inkommensurable Paradigmen der Linguistik des 20. Jahrhunderts, wie die *Generative Grammatik* und die *Pragmatik*, jeweils Wilhelm von Humboldt als Gewährsmann ihrer theoretischen Position anführen. In der Annahme, dass der Mensch mit seinen Gegenständen ausschließlich so lebt, wie die *Sprache* sie ihm zuführt, treffen sich die unterschiedlichsten Positionen der Sprachwissenschaft. Das Humboldt-Paradigma verliert seine linguistische Überzeugungskraft aber im so genannten *Iconic Turn* der 1990er-Jahre, der im Gegensatz zu dem von Rorty (1967) postulierten *Linguistic Turn* eine Bildwissenschaft fordert, „die das Bild als eigenständiges Phänomen (so, wie die Linguistik das Wort) begreift" (Graf/Müller 2005:163). Es ist also nicht nur die Entgegensetzung von Diskurs und Nicht-Diskurs, die eine Beschränkung von Analysen der Diskurslinguistik nach sich zieht, sondern auch und gerade die Abgrenzung des Textes vom Bild erweist sich als problematisch; disziplinär ausgedrückt, die Abgrenzung der Linguistik von der Kunstgeschichte, die sich im Projekt der Bildwissenschaft (Bredekamp 2003) mit der gesamten nicht-schriftlichen, visuellen Symbolisierung befasst; Bredekamp und Schneider (2006) sprechen sogar von Möglichkeiten der visuellen *Argumentation*.

Mit der Erweiterung kulturwissenschaftlicher Interessen philologischer Disziplinen und der Ausweitung des sprachwissenschaftlichen Gegenstandsbereichs von kanonisierten Texten zur massenmedialen und insbesondere computervermittelten Kommunikation ist inzwischen aber ein unübersehbares linguistisches Interesse auch an visuellen Dimensionen der Bedeutungskonstitution verbunden (vgl. Spitzmüller 2006). Das Sprach-Apriori wird seitens der Sprachwissenschaft also zunehmend selbst kritisiert. Dies gilt insbesondere dann, wenn damit eine Performanzvergessenheit einhergeht, die Sprache als amedial hypostasiert oder schließlich sogar die Sprache als einzelsprachliches System selbst epiphänomenalisiert, wie dies bei Chomsky der Fall ist (vgl. L. Jäger 1993, 1995).

Diskurslinguistik, die parasprachliche und mediale Phänomene wie etwa Typographie und Trägermaterialien nicht berücksichtigte, bliebe ebenso hinter dem kulturwissenschaftlichen Forschungsstand zurück wie Diskursanalysen, die auf der grundsätzlichen kategorialen Trennung zwischen Textualität und Visualität bestehen. Gerade eine auf Foucault basierende Diskurslinguistik wird den Relationen von Text- und Bild-Bedeutungen daher aufmerksam begegnen. Dies gilt für alle Schnittstellen zwischen Sprache und visuellen Kommunikaten sowie Raumformationen,

worunter man insbesondere auch Architektur und Stadttexturen subsumieren kann (vgl. Gerhard/Warnke 2007).

Während eine solche Erweiterung nach Foucault also problemlos denkbar ist, mangelt es linguistischen Konzepten aber noch an definierten Methoden, mit denen jenseits von Intuitionen diskursive Bedeutungskonstitution im Visuellen erklärbar wird. Die Zusammenarbeit von Bildwissenschaft und Diskurslinguistik verspricht hier eine Vertiefung dessen, was bereits in der theoretischen Verortung des Diskurses in den linguistischen Medienwissenschaften geleistet ist.

Die methodologische Begründung kann jedoch zunächst kaum mehr als die Kennzeichnung eines Desiderates sein. Keineswegs geklärt ist im Übrigen die Bedeutung der Reformulierung des Sprach-Aprioris im (radikalen) Konstruktivismus (vgl. Roth 1995), die zeitgleich mit dem *Pictoral Turn* erfolgt. Gerade konstruktivistische Theorien werden aber in neueren Arbeiten der Diskurslinguistik legitimierend erwähnt. Zu klären ist überdies, ob die jeweils verwendeten Methoden zur Analyse visueller Kommunikation mit den Grundannahmen der Wissenskonstitution in/durch Diskurse(n) kompatibel sind. Bei vielen Spielarten der traditionellen, strukturalistischen Semiotik kann man dies durchaus anzweifeln. Neuere, pragmatisch geprägte Ansätze, etwa Entwürfe zu einer *handlungstheoretischen Semiotik* (vgl. Keller 1995, Antos/Spitzmüller 2007) oder die *Social Semiotics* (vgl. van Leeuwen 2005, Kress/van Leeuwen 2006) hingegen sind aus diskurstheoretischer Sicht vielversprechender, und sie werden in einigen diskurslinguistischen Arbeiten, allen voran solche aus dem Umfeld der *Critical Discourse Analysis*, mittlerweile auch bereits erprobt (vgl. Scollon/ Scollon 2003, Kress/van Leeuwen 2006, Lassen et al. 2006). Schließlich bleibt zu fragen, welche methodische Berücksichtigung die Performanz von diskursiven Positionen bis hin zur Theatralität des diskursiven Habitus finden soll? So ist, um ein Beispiel anzuführen, der Schießbefehl zur Vernichtung der Herero, den Generalleutnant Lothar von Trotha (1848–1920) am 2. Oktober 1904 verliest, zwar ein markanter Text im deutschen Kolonialdiskurs, die diskursive Selbstzuschreibung des neu ernannten Oberbefehlshaber der Schutztruppen von Deutsch-Südwestafrika als ‚großer General eines mächtigen Kaisers' erfolgt jedoch nicht nur sprachlich, sondern ist durch kolonisatorische Inszenierungspraxis flankiert, deren performativer Gehalt heute noch in visuellen Überlieferungsträgern, wie etwa Kolonialpostkarten, zum Ausdruck kommt.

An der Relevanz paraverbaler und nonverbaler Kommunikate als Teilgegenstände der Diskurslinguistik zweifeln wir also nicht. Aus dieser Position stellen wir sogar die Frage, ob sich die Generierung von digitalen Korpora rechtfertigen lässt, wenn in diesen jegliche paraverbalen und

medialen Informationen getilgt wurden. Offensichtlich wird hier aus gerade noch aktuellen technischen Beschränkungen heraus ein kulturwissenschaftlich antiquierter diskurslinguistischer Skriptizismus vertreten, der außerhalb der Germanistischen Linguistik als *written language bias* längst systematisch kritisiert wird (vgl. Linell 2005; vgl. auch Fiehler 2000).

Die mögliche – aber je nach diskurslinguistischer Fragestellung keineswegs notwendige – Dimensionsvernetzung von Textualität und Visualität muss im Einzelnen klären, was text-, bild- und raumbezogene Methoden leisten und was sie nicht leisten (können und wollen). In diesem Zusammenhang wäre nicht nur zu überlegen, inwieweit spezifische Erkenntnisziele eine spezifische Methodenauswahl nahe legen können, sondern auch, inwieweit verschiedene Methoden einander ergänzen und als gegenseitige Korrektive herangezogen werden können, ganz im Sinne der Forderung nach Validität und Reliabilität der Diskurslinguistik.

5. Sprache, Wissen und Akteure: Ziele linguistischer Diskursanalyse

Ungeachtet der Entscheidung, ob man Diskurse allein textbezogen oder unter Berücksichtigung ihrer Dimensionsverschränkungen mit nicht-textuellen Ausdrucksformen untersucht, muss bestimmt werden, mit welchem Ziel eine diskurslinguistische Untersuchung überhaupt erfolgt. Parallel zur Unterscheidung von innerer und äußerer Diskurslinguistik geht es hier um die Frage, ob die Untersuchung von Diskursen der Beschreibung der Sprache selbst dient oder ob ‚hinter' der Sprache vermutete Phänomene aufgedeckt werden sollen.

In den Grenzen der tradierten Disziplin bleibt eine Diskurslinguistik, die das regelgeleitete System der Sprache auch im Diskurs sucht. Diskurslinguistik in dieser Ausprägung verfolgt die gleichen Ziele wie etwa eine deskriptive Grammatik, sie produziert Wissen über Sprache. Eine solche Diskurslinguistik wird sich allein für textualistische Methodenvarianten entscheiden und als erweiterte Textlinguistik leicht in das disziplinäre Gefüge der Linguistik einzuordnen sein. Diskurslinguistik bewegt sich insoweit im Kreis jener Aufgabe der Sprachforschung, die Bühler (1934:12) bereits darin erkennt, „den vollen Gehalt und Charakter der spezifisch linguistischen *Beobachtungen* zu bestimmen". Der Diskurs als transtextuelle Struktur ist realisiert durch Intertextualität und thematisch-funktionale Kohärenz. Unter einem Diskurs versteht man daher sprachbezogen eine Gebrauchsformation, also eine Art der Verwendung von Sprache. Insbesondere mit Methoden der Korpuslinguistik können für die allein sprach-

lichen Phänomene der Diskursrepräsentation ebenso rekurrente Muster erfasst wie Reformulierungen als intertextuelle Musterbildung beschrieben werden.

Diskurslinguistische Untersuchungen erfolgen jedoch häufig auch mit dem Ziel, nicht nur Regularitäten des Sprachsystems jenseits der Grenze des Einzeltextes beschreiben zu wollen, sondern auf dem Weg der Sprachanalyse etwas über zeittypische Formationen des Sprechens und Denkens über die Welt aussagen zu können. Gerade die linguistische Herleitung von Wissensformationen, die als *fait social* in Sprache repräsentiert sind, wird dabei häufig mit Foucault begründet. So zielt etwa die diskurslinguistische Analyse von Argumentationstopoi (vgl. Wengeler 2003) auf die Freilegung des topischen Wissens einer Gesellschaft, das mit Foucault als anonyme Formation des Denkens über die Dinge verstanden wird. Unter einem Diskurs versteht man wissensbezogen eine Repräsentation von Topoi oder Schemata, also eine epistemische Funktion von Sprache. In diesem Verständnis ist Diskurslinguistik in erster Linie Teil einer Semantik, die verstehensrelevantes Wissen rekonstruiert, das jenseits intendierter Bedeutungen operiert. Zu den methodischen Ansätzen gehören dabei Präsuppositionsanalyse, kulturhistorische Semantik, Frameanalyse und weiteres.

Verbunden mit der Verschiedenheit von sprach- und wissensbezogener Diskursanalyse ist die Frage nach dem Determinationsverhältnis von Sprache und Diskurs als Gebrauchs- bzw. Wissensformation. So kann das *Sprechen über etwas* als Diskurs verstanden werden oder aber die epistemische Richtkraft dieses Sprechens. Mithin hängt an der Entscheidung für einen sprach- oder wissensbezogenen Diskursbegriff die methodische Entscheidung für die Untersuchung des Diskurses als Textverbund gegenüber der Untersuchung des Diskurses als sprachdeterminierendem Formationssystem, das heißt als nicht-sprachliche Größe ‚hinter' der Sprache. Bei der konkreten Sprachanalyse ist zu entscheiden, ob Aussagen mit dem Status korpusbasierter Daten der Diskurs selbst sein sollen oder ob man in den sprachlichen Daten lediglich Spuren eines abstrakten epistemologischen Phänomens vermuten mag.

Dies erinnert nicht von ungefähr an die von Krämer und König (2002) aufgeworfene Frage, ob es überhaupt eine Sprache hinter dem Sprechen gibt. Für die Diskurslinguistik lautet diese Frage: Gibt es einen Diskurs hinter der sprachlichen Performanz? Wenn Diskurs nicht nur ein sprachanalytisches Konstrukt sein soll, sondern man der Faktizität des Diskurses und seiner Wirkung nachgehen möchte, so ist zu belegen, wo der Diskurs manifest wird. Bei Foucault selbst ist wenig Hilfe für eine eindeutige Klärung zu erwarten. Einerseits lesen wir: „Eine Aussage ge-

hört zu einer diskursiven Formation, wie ein Satz zu einem Text" (Foucault 1973:170). Andererseits wird bei Foucault (1974:37) der Diskurs als eine Praxis beschrieben, als Gewalt, die man durch den Willen zum Wissen den Dingen antut.

Wir gehen davon aus, dass dieser Widerspruch durch terminologische Integration zu lösen ist. Der Diskurs realisiert sich unter anderem qua Sprache in ihrer textuellen Positivität und ist eine Praktik der Welterfassung. Sprache ist insofern also ein substantieller Baustein jedes Diskurses, aber es gibt ein Mehr des Diskurses, das nicht hinter der Sprache liegt, sondern mit ihr zusammen den Diskurs konstituiert: Zwar bestehen Diskurse aus Zeichen, und das heißt auch sprachlichen Zeichen, „aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses *mehr* macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses *mehr* muß man ans Licht bringen und beschreiben." (Foucault 1973:74).

Von Interesse ist damit nicht die Signifikation durch Sprache, nicht die „Verstrickung eines Lexikons und einer Erfahrung" (Foucault 1973: 74), weil der Diskurs nicht reduziert werden kann auf eine Gesamtheit von Korpusdaten. *Diskurslinguistik nach Foucault* untersucht Sprache als Teil sozialer Praktiken der Wissensgenese und Wissensformation. Wir gehen aus diesem Grund davon aus, dass eine Reduktion von Diskurslinguistik auf Phänomene des sprachlichen Ausdrucks das *Mehr* des Diskurses nicht zu erfassen vermag. Aus dem Blickwinkel der Linguistik liegt die Metadimension des Diskurses in der Rolle der Handelnden selbst, in ihrer diskursiven Geprägtheit und ihren diskursiven Prägungen von Wissensbeständen. Deswegen lautet für Foucault (1973:75) auch die „Erste Frage: Wer spricht?". Es sind die Handelnden im Diskurs, oder in sozialwissenschaftlicher Terminologie die *Akteure*, vermittels derer Sprache und Wissen verschränkt sind. Akteure gebrauchen Sprache in der Kontextualisierung jeweiliger Wissensbestände, um Wissen wiederum zu generieren, zu reformulieren, zu affirmieren etc.

Sprach- und wissensbezogene Diskursanalyse sind mithin nicht inkommensurabel, sondern in einer *Diskurslinguistik nach Foucault* zusammengeführt. Wir erinnern in diesem Zusammenhang daran, dass bereits die Ausklammerung der sprachlichen Handlung („transmission") in der Rezeption Saussures zu einer System-Verzerrung des strukturalistischen Paradigmas geführt hat. Wie noch zu zeigen ist, äußert sich der handlungskritische Gestus der Sprachwissenschaft auch im Feld der Diskurslinguistik. Hier in einer zurückhaltenden bis ablehnenden Haltung gegenüber Positionen der *Kritischen Diskursanalyse*, die häufig auf die *Critical Discourse Analysis* übertragen wird und handlungsorientierten Diskurskonzepten mit Misstrauen begegnet. Uns scheint demgegenüber die Integration

einer Kategorie der sprachlichen Handlung und damit der Akteure nicht nur sinnvoll zu sein, weil damit sprach- und wissensbezogene Diskurslinguistik vermittelbar sind, sondern weil damit Untersuchungen von Diskursen in der Germanistischen Linguistik an den internationalen State-of-the-art anschließbar werden. *Diskurslinguistik nach Foucault* analysiert in unserem Verständnis *Sprache*, *Wissen* und *Akteure*.

Das Vorgehen kann *diskursdeduktiv* oder *diskursinduktiv* sein, wie bei Warnke (2007b:18) bereits dargestellt. Auch hier verweisen wir nochmals auf Foucault (1973:169), der zwei analytische Möglichkeiten beschreibt: Einerseits sei es möglich, die diskursive Formation „als Hintergrund der Aussage" zu analysieren oder aber die Aussage „als Bedingung der diskursiven Formation". Dies führt wiederum unverkennbar auf die forschungspraktische Dichotomie von sprach- und wissensbezogener Diskurslinguistik zurück. Jedoch zeigt auch hier die Kategorie der Diskurshandlung, dass *diskursdeduktive* und *diskursinduktive* Verfahren nicht konträr sein müssen. Während das diskursdeduktive Verfahren von diskursiven Formationen ausgeht, von Themen oder Wissensbeständen, und nach den Spuren in Einzeltexten bzw. Einzelaussagen sucht, meidet das diskursinduktive Verfahren das damit einhergehende Problem der analytischen Vorstrukturierung durch thematische Vorgaben, indem es von Textkomplexen ausgeht, deren thematische und funktionale Bezüge erst aus der Einzelanalyse erschlossen werden. In diskursinduktiven Verfahren begibt man sich jedoch auch in eine Gefahr, in die Gefahr disparater Ergebnisse, denen eine erkennbare analytische Perspektive fehlt. Da die Diskurshandlungen, also die Positionen und Aktionen der Diskursakteure, Themen und Wissensbestände bilden, ist die Berücksichtigung der Akteursebene auch deshalb sinnvoll. Methodisch ist diskursdeduktiv zu fragen, welche sozialen Gruppen, Institutionen und Personen welche Themen und Wissensbestände vertreten, wie mit gleichem Interesse zu fragen ist, welche induktiv erschlossenen Themen und Funktionen welchen Status auf der Ebene der Akteure haben.

Eine allein korpusbezogen arbeitende, deduktive oder induktive Diskurslinguistik ohne Berücksichtigung der Diskursakteure bis hin zu den *ideology brokers* (Blommaert 1999) scheint uns nicht sinnvoll zu sein, weil sie der komplexen Morphologie des Diskurses nicht gerecht wird und unterspezifiziert bleiben muss. Es geht also bei der methodischen Umsetzung der Diskurslinguistik um eine sprach- und wissensbezogene Analyse, die die Produktionsbedingungen und Wirkungsmechanismen spezifischer medialer Umgebungen und die Interessen der Diskursteilnehmer als Untersuchungsgegenstand ernst nimmt.

6. Macht und Kritik in der Diskurslinguistik

Foucaults (2001) Untersuchung von französischen Polizei- und Internierungsakten des 17. und 18. Jahrhunderts in *Das Leben der infamen Menschen* beschreibt das Institut des Siegelbriefs als Willensbekundung des Königs, Untertanen ohne Justizbeteiligung verhaften zu lassen. Dieses System befördert eine Denunziationspraxis, bei der Untertanen bereitwillig ihren Beitrag zur Diffamierung ungeliebter Mitmenschen leisteten. Dabei ist das Entscheidende für Foucault nicht etwa der absolutistische Machtgestus, wenngleich man im Siegelbrief einen Missbrauch des Absolutismus erkennen mag: „Doch nicht in dem Sinne, daß der Monarch seine eigene Macht schlicht und einfach mißbraucht, sondern in dem Sinne, daß ein jeder die Enormität der absoluten Macht für sich, zu seinen eigenen Zwecken und gegen die anderen verwenden kann." (Foucault 2001:32). Das politische System, die gesellschaftliche und auch ökonomische Ordnung weist Äußerungen eine spezifische Position zu, die als Äußerungskontext, also pragmatische Bedingung, ihre Bedeutung mitbestimmt.

Derartige historische Bedingungen der Äußerung lassen nun fragen, ob Diskurslinguistik nicht letzthin eine Analyse von Machtstrukturen bedeutet oder bedeuten sollte. Wenn man nicht von *Macht* sprechen will, dann ließe sich etwas modifiziert auch fragen, ob Diskursanalyse die Aufgabe hat, soziale Strukturen zu beschreiben. Folgt man Foucault, kann man diese Frage eigentlich nicht ernsthaft verneinen. Macht, die er (wie auch im oben zitierten Beispiel deutlich wird) bekanntlich nicht repressiv als „Institution, […] Struktur, […] Mächtigkeit einiger Mächtiger", sondern als „komplexe(n) strategische(n) Situation in einer Gesellschaft" (Foucault 1997:114) versteht, ist für Foucault – vor allem in den späteren Schriften – nicht nur ein wichtiger, sondern ein konstitutiver Bestandteil des Diskurses. Er geht davon aus, „daß Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; da es keine Machtbeziehung gibt, ohne daß sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert" (Foucault 1994:39). Von Interesse für Foucault ist daher vor allem die soziale Dynamik – die Macht –, die der Diskurs gleichermaßen generiert und abbildet.

Diskurslinguistik kommt also gar nicht umhin, auch Machtstrukturen – soziale Dynamiken und Hierarchien – zu beschreiben, wenn sie den Diskurs in Foucaults Sinne beschreiben will. Dennoch war es gerade dieses bei Foucault selbst so unstrittige Thema, das die germanistische Diskurslinguistik bislang in zwei Lager gespalten hat. Auf der einen Seite ist dies die *Kritische Diskursanalyse*, die Machtanalyse als eine ihrer Haupt-

aufgaben versteht, auf der anderen Seite eine in der Tradition der Diskurssemantik stehende *linguistische Diskursanalyse*, die das Thema Macht in aller Regel weiträumig umschifft.

Was die beiden Parteien trennt, ist aber letztlich nicht die Frage, ob Diskursanalyse die Analyse sozialer Strukturen einschließen soll oder nicht, sondern vielmehr, ob diese Analyse eine Wertung beinhalten darf bzw. muss oder nicht (und damit verbunden auch die Frage, ob die Beschreibung von Machtstrukturen per se Wertungen impliziert). Es geht also um die bekannte Unterscheidung – bzw. um die Unterscheidbarkeit – von *Wissenschaft als Deskription* vs. *Wissenschaft als Kritik*. Während es für die Kritische Diskursanalyse selbstverständlich (und unvermeidlich) ist, dass Analysen auch dezidiert Position beziehen und dass es bei der Diskursanalyse auch „um Kritik der Machtbeziehungen" (S. Jäger 2005:13) gehen muss, hält die so genannte ‚deskriptive' Diskursanalyse explizite Wertungen nicht nur für unangebracht, sondern – dem bekannten und die moderne Linguistik in vielerlei Hinsicht prägenden Deskriptions-/Präskriptions-Antagonismus folgend (vgl. Spitzmüller 2005b) – sogar für unwissenschaftlich. Vor dem Hintergrund solch konträrer Auffassungen hinsichtlich der Aufgaben und Ziele von Diskursanalyse verwundert es kaum, dass zwischen den Vertretern der beiden Lager so gut wie kein konstruktiver wissenschaftlicher Austausch stattfindet.

Wir finden, dass dies weder nötig noch für die Diskurslinguistik förderlich ist, denn von einer differenzierteren Auseinandersetzung mit den jeweils ‚anderen' Positionen könnten beide Richtungen profitieren. Solch eine differenzierte Auseinandersetzung jedoch ist weder auf der einen noch auf der anderen Seite festzustellen. So werfen Vertreter der Kritischen Diskursanalyse der linguistischen Diskursanalyse pauschal vor, mit der Kritik „zugleich den gesamten Foucault aus der Sprachwissenschaft" auszuklammern (S. Jäger 2005:13) und sprechen ihr mithin die Berufung auf Foucault grundsätzlich ab, ohne sich mit ihren Methoden und Zielen ernsthaft auseinander zu setzen. Vertreter der linguistischen Diskursanalyse hingegen sehen in der Kritischen Diskursanalyse ein Vehikel linksideologischer Agitation und setzen dabei sämtliche Spielarten kritischer Diskursanalyse (oder gar von Machtanalyse) ineins. Dies ist insbesondere deswegen folgenreich, weil damit zumeist auch die Arbeiten der international erfolgreichsten Form linguistischer Diskursanalyse – der *Critical Discourse Analysis* (CDA) – einer Beachtung der germanistischen Diskursanalyse entgehen, ganz zu schweigen von den zahlreichen anderen Spielarten kritischer Diskursanalyse, die sich in der angelsächsisch geprägten Linguistik (bspw. im Umkreis der Soziolinguistik und der linguistischen Anthropologie) etabliert haben (vgl. Blommaert 2005). Wenn die germa-

nistische Diskurslinguistik international anschlussfähig werden will, muss sie sich ernsthaft und jenseits wissenschaftspolitischer Gräben der Vergangenheit mit den Ansätzen der verschiedenen Spielarten kritischer Diskursanalyse in der Gegenwart auseinandersetzen. Das heißt freilich nicht, dass sie ihnen auch folgen muss.

Sowohl die germanistische *Kritische Diskursanalyse* als auch die aus der *Critical Linguistics* hervorgegangene und stark von der systemisch-funktionalen Linguistik Hallidays geprägte CDA haben ihre Wurzeln in der *Kritischen Theorie*. Das ist in vielerlei Hinsicht wichtig. Zum einen erklärt es die Präferenz der Kritischen Diskursanalyse für politisch-soziale Themen der Gegenwart, auch sind viele Arbeiten offensichtlich einer Kernthese der *Kritischen Theorie* vom „Repressions- und Herrschaftscharakter der modernen, fortgeschrittenen Industriegesellschaft" (Salamun 2001:161) verpflichtet. Andererseits drückt sich in dem Adjektiv *kritisch* jedoch auch, wie bei der Kritischen Theorie, das programmatische Bestreben nach einer kritischen Distanz zum eigenen Standpunkt aus, der in vielen Ansätzen der CDA auch theoretisch und methodologisch verankert ist. Wodak (2001:9) fasst diesen von der Frankfurter Schule geprägten Kritik-Begriff folgendermaßen zusammen: „Basically, ‚critical' is to be understood as having distance to the data, embedding the data in the social, taking a political stance explicitly, and a focus on self-reflection as scholars doing research". Ähnlich postuliert auch van Dijk (2001:352): „Crucial for critical discourse analysts is the explicit awareness of their role in society". Und Fairclough (2001:127) fordert in seinem fünfstufigen Analysemodell sogar als eigenständigen methodischen Schritt, dass „the analysis turns reflexively back on itself, asking for instance how effective it is as a critique, whether it does or can contribute to social emancipation, whether it is not compromised through its own positioning in academic practices which are nowadays so closely networked with the market and the state".

Mit anderen Worten: Die CDA versucht, sich ihrer eigenen Diskursivität stets bewusst zu bleiben. Dieses Diskursivitätsbewusstsein beinhaltet auch die Erkenntnis, dass die Analysierenden selbst als Wissenschaftler in spezifische (etwa institutionelle) Machtbeziehungen eingebunden sind, von denen die Analysen (die Wahl der Methoden, Themen, Quellen usw.) nicht unberührt bleiben. Und hieraus ergibt sich eben auch und diskurstheoretisch durchaus konsequent die Auffassung, dass es eine wertfreie Beschreibung von Gegenständen gar nicht geben könne, weswegen es die CDA vorzieht, explizit statt implizit zu werten.

Vor allem von diesem selbstreflexiven Anspruch kann die Diskurslinguistik durchaus profitieren. Selbstreflexive Überlegungen dazu, weshalb man sich für ein bestimmtes Thema interessiert, weshalb bestimmte The-

men und Methoden diskurslinguistisch *en vogue* sind (oder gerade nicht) und wie man sich selbst zum Thema positioniert, halten wir für methodisch wichtig. Hinsichtlich vieler Arbeiten aus dem Umkreis der Kritischen Diskursanalyse ist allerdings zu sagen, dass dieser Anspruch in der Praxis nicht umgesetzt wird. Die oben erwähnte Repressionsthese etwa, die in vielen Arbeiten durchscheint, wird häufig gerade nicht im Sinne kritischer Distanz als diskursives Konstrukt gesehen und entsprechend hinterfragt. Da es das erklärte Anliegen vieler Vertreter einer kritischen Diskursanalyse ist, diese und andere Hypothesen (wie etwa die Omnipräsenz rassistischer Sedimente) analytisch zu beweisen, geraten viele Arbeiten in die Gefahr, ein aufgrund präferierter sozialer Modelle vorderhand angenommenes Resultat auf die Daten zu projizieren (vgl. zu dieser insbesondere gegenüber der CDA häufig geäußerten Kritik u.a. Blommaert 2005:32–33). Weiterhin scheint uns die Schwerpunktsetzung auf politisch-soziale Themen der Gegenwart, die viele (wenn auch nicht alle; vgl. Fairclough/Wodak 1997:271–280) Vertreter der Kritischen Diskursanalyse vornehmen, problematisch. Hier besteht die Gefahr, dass der politisch-soziale Diskurs einer bestimmten Zeit und Kultur verabsolutiert wird und sich Diskursanalyse damit letztlich immer nur selbst bestätigt. Wie Blommaert (2005:33–37) zu Recht betont, blendet ein solches Themensetting (das nahezu ausschließlich hochindustrialisierte Gesellschaften des 20. und 21. Jahrhunderts im Blick hat) zwei grundlegende Aspekte von Diskursen aus: ihre Historizität und ihre Kulturgebundenheit. Sie ist damit unterspezifiziert. Dies wirkt sich nicht zuletzt auch auf das Kernthema Macht aus, da die soziale Stratifizierung im politisch-sozialen Kontext hochindustrialisierter und medialisierter Kulturen eben nur bedingt etwas über die soziale Dynamik von Diskursen generell aussagt. Eine derartige Fokussierung scheint uns also, wenn auch nicht unwichtig, so aber doch im Ganzen ungenügend zu sein.

Weiterhin möchten wir vor der Gefahr einer Epiphänomenalisierung der Sprache warnen, der sich bestimmte Formen der Machtanalyse aussetzen. Diese Epiphänomenalisierung drückt sich freilich hier nicht wie bei Chomsky in einer Suche nach universalen Strukturen aus, sondern in der Semiotisierung der Sprache selbst als Spur von sozialen Strukturen. Prekär wird dies vor allem dann, wenn (wie etwa Widdowson 1998 kritisiert hat; vgl. auch Blommaert 2005:32) pragmatische Aspekte der Kommunikation ausgeblendet werden, indem davon ausgegangen wird, dass spezifische Machtverhältnisse *in* den Texten stecken (ähnlich wie die strukturalistische Semantik davon ausgegangen war, dass eine bestimmte ‚Bedeutung' in ihnen steckt). Wir gehen demgegenüber davon aus, dass Diskurse nicht nur soziale Verhältnisse abbilden, sondern dass die sozialen Strukturen

dynamische Gebilde sind, die im Diskurs durch Kontextualisierungsprozesse generiert (und je nach Diskursgemeinschaft durchaus unterschiedlich generiert) werden.

Kurzum: Wir halten die Analyse sozialer Strukturen für eine wichtige Aufgabe der Diskursanalyse, und eine Diskurslinguistik kann hier insbesondere auf soziolinguistisches Know-how zurückgreifen. Und wir halten eine Diskurslinguistik, die diese Komponente nicht berücksichtigt, für unterspezifiziert, da sie den Diskurs als soziale Praktik in und mit der Sprache nicht hinreichend berücksichtigt. Jedoch kann und muss sich Diskurslinguistik nach Foucault nicht in der Frage diskursiver Macht erschöpfen. Auch eine derartige Diskurslinguistik würden wir für unterspezifiziert halten, denn eine hinreichende Gegenstandsbestimmung kann angesichts der komplexen Morphologie des Diskurses grundsätzlich immer nur offen formuliert werden. Gleiches gilt für die Frage der Kritik. Wie oben ausgeführt, halten wir ein grundsätzlich selbstreflexives Vorgehen für äußerst wichtig, insofern hat Diskurslinguistik auch kritisch zu sein. Explizite Gesellschaftskritik ist aus einer streng sprachbezogenen Perspektive betrachtet allerdings kein primäres Ziel der Diskursanalyse, sie sollte zumindest nicht die alleinige Aufgabe der Diskurslinguistik sein, und sie ist auch nicht in allen Analysen gleichermaßen angebracht. Wenn man in der CDA soziale Probleme adressiert, so mag man mit gleichem Recht die Strukturierung kognitiver Schemata in Äußerungsroutinen in den Blick nehmen, und dies nicht mit dem Ziel der Gesellschaftskritik, sondern der Beschreibung von Wissensarchitekturen selbst. Und auch eine Rekonstruktion des metasprachlichen Identitätsdiskurses im 18. (Faulstich 2008) oder 20. Jahrhundert (Spitzmüller 2005a) vermag bedeutende Einsichten in historische oder aktuelle Formen der Selbstzuschreibung zu leisten, ohne dass damit Machtbeziehungen beschrieben werden müssen. Gleiches gilt für die linguistische Analyse des deutschen Kolonialdiskurses (Warnke 2008), einem Thema, dass förmlich nach Machtkritik ruft, aber eben auch außerhalb dieser verfolgen kann, welche sprachlichen Muster, welche Identitäten überhaupt erst bilden.

Wir gehen davon aus, dass die Polarisierung von *Kritischer Diskursanalyse* als präskriptiv verstandener Wissenschaft und *Diskurslinguistik* als deskriptiver Wissenschaft selbst ein diskursives Konstrukt darstellt, weil sich an den konfrontativen Diskussionen weit eher eine wissenschaftliche Schulenbildung in der Foucaultrezeption manifestiert als zwingend notwendige Abgrenzungen. Insofern folgen wir Gardt (2007:33), der in der Diskurslinguistik zwar die Absicht erkennt, „hinter die semantische Oberfläche der Texte zu blicken", der aber zugleich betont, dass das „aufklärerische und ideologiekritische Moment […] keine Voraussetzung für dis-

kursanalytisches Arbeiten“ darstellt, „denn als Methode ist die Diskursanalyse nicht an solche Vorgaben gebunden“. Eine Diskursanalyse, die ihr politisches Engagement (vgl. S. Jäger 1999:8) zum Maßstab des erkenntnisleitenden Interesses am Diskurs macht, halten wir für reduktionistisch und für die Weiterentwicklung der Diskurslinguistik ebenso bremsend wie die Abkoppelung der ‚deskriptiven‘ Diskurslinguistik von der internationalen Diskussion und die Vernachlässigung sozialer Kontexualisierungen, der wir unter anderem über die Integration der Akteure in ein diskurslinguistisches Methodensetting entgegenwirken möchten. Dadurch soll auch gewährleistet werden, dass neben der Frage, wie gesellschaftliche Beziehungen, Identitäten und Macht durch Texte konstruiert sind, auch analysiert wird, wie diese Kontexte überhaupt erst eine diskursive Bedeutungskonstitution bedingen.

7. Diskurslinguistische Mehr-Ebenen-Analyse (DIMEAN)

Trotz zahlreicher diskursanalytisch geprägter oder ausgerichteter Arbeiten der jüngeren Sprachwissenschaft fehlt bisher eine praktische Operationalisierung, die den methodologischen Vorannahmen der Diskurslinguistik entspricht. Doch gerade eine arbeitspraktische Wegleitung erscheint uns besonders sinnvoll und notwendig zu sein. Ein verfahrenspraktisches Modell, mit dem linguistische Diskursanalysen durchgeführt werden können, ist dabei nicht nur für die sprachwissenschaftliche Praxis von Interesse, sondern wird insbesondere von Nachbarwissenschaften im multidisziplinären Projekt der Diskursanalyse immer wieder erfragt. Sowohl Historiker als auch Soziologen und Vertreter anderer Fächer fragen sich, wie man eigentlich Sprache im Diskurs de facto in den Blick nehmen sollte. Dazu stellen wir ein Ebenenmodell vor, das zunächst beabsichtigt, die Extension des diskurslinguistischen Gegenstandes zu benennen, um Unterspezifiziertheit und Übergeneriertheit von Analysen auszuschließen.[1] Dabei sind grundlegende Annahmen Foucaults zentral eingearbeitet. Das Modell dient zudem einer Vereinfachung bei der Dimensionsbestimmung, es integriert eine sprach- und wissensbezogene Analyse und beinhaltet die Ebene der Akteure als handlungsbezogenen Aspekt der Diskurspraxis.

---

1 Das Modell hat in einer ersten Skizze Anregungen durch Andreas Gardt im Rahmen des Projektes *Kommunikationsraum documenta 12* erfahren und wurde vor allem in Sitzungen der Studiengruppe *Deutsche Sprache und Kolonialismus* empirisch modifiziert. Für substanzielle Fachdiskussionen unseres Modells der diskurslinguistischen Mehr-Ebenen-Analyse danken wir vor allem Angelika Linke und Ulrike Gerhard sowie Albert Busch, Ekkehard Felder, Wolf-Andreas Liebert und Stefan Schierholz.

Der komplexen Morphologie des Diskurses entsprechen wir durch Strukturierung als Mehr-Ebenen-Modell. Wir sprechen von einer *Diskurslinguistischen Mehr-Ebenen-Analyse*, kurz DIMEAN. Dabei sind die Trennungen von Ebenen analytisch zu verstehen und nicht als Abbildung von Diskurskomplexität. Insofern handelt es sich beim hier vorgestellten diskurslinguistischen Methodenmodell auch nicht um eine theoretische Modellierung des Diskurses aus linguistischer Sicht, sondern um die Modellierung der diskurslinguistischen Methode. Das Mehrebenenmodell ermöglicht für konkrete empirische Untersuchungen die Auswahl je relevanter Gegenstandsbereiche bei gleichzeitiger Benennbarkeit dessen, was nicht im Fokus des Interesses liegt. Eingebunden ist das Mehrebenenmodell in ein konsekutives Verfahren der Textanalyse, also eine Stufenfolge diskurslinguistischer Untersuchung. Wir wollen anhand dieser Stufen erläutern, welche Ebenen diskurslinguistisch relevant sind.

7.1 Stufen empirischer Analyse

Zunächst geht jede diskurslinguistische Untersuchung von Sprachdaten aus, ungeachtet der Frage, ob ein Korpus bereits generiert ist oder erst im Zuge der analytischen Praxis heuristisch zusammengestellt wird. Insofern liegt vor dem Beginn der Textanalyse eine begründete Kennzeichnung und Wahl der Korpusdaten. Da die Korpora diskurslinguistischer Untersuchungen nicht zuletzt im Hinblick auf die Multidimensionalität von Diskursen ausgesprochen vielfältig sind, mag man hier keine einschränkenden Bedingungen formulieren, die über die hier diskutierten methodologischen Grenzen der Diskurslinguistik hinausgehen.

(I) Erstlektüre

Auf der Basis gesammelter Sprachdaten erfolgt bei nicht-automatischer Textanalyse zunächst eine Erstlektüre, nach dem Konzept des „naiven Lesers“ (Fix et al. 2003:50). Als markiert werden dabei sprachliche Formen angesehen, die eine Bedeutungsrelevanz für den Leser besitzen. Dies ist eine bewusst vage Fokussierung, deren mögliche Beförderung von Beliebigkeit durch das gestufte Verfahren der weiteren Analyse ausgeschlossen ist.

Nach der HOLONTEX-Methode von Mudersbach (1991:322) ist eine solche Erstlektüre holistisch und ermittelt alle für das zu analysierende Textsystem relevant erachteten Formen. Zur Sicherung valider und reliabler Ergebnisse ist eine unabhängige Lektüre durch mindestens zwei Leser erforderlich. Es kann davon ausgegangen werden, dass im Zuge der Textrezeption *das* als charakteristisch für einen Text angesehen wird, was als Abweichung oder Bestätigung von bekannten Ausdrucksformen einge-

stuft wird. Das nicht-automatisierte Analyseverfahren nach DIMEAN weist der muttersprachlichen Kompetenz unabhängiger Leser dabei für die Erstlektüre den Status einer Referenzkompetenz zu, die dem Referenzkorpus automatisierter Sprachanalyse entspricht.

Da Diskurslinguistik immer unter Einschluss semantischer Fragestellungen erfolgt, oder wie Gardt (2007:33) sagt, eine „reiche Semantik (auch: Makrosemantik)" darstellt, kommen als markierte Äußerungen und Aussagen einer Erstanalyse keine submorphematischen Sprachelemente in Betracht, sondern alle Einheiten des Sprachsystems, die mindestens Morphemstatus haben.

(II) Intratextuelle Ebenenzuordnung

Die gesammelten Sprachdaten der Erstlektüre beziehen sich noch auf eine singuläre Quelle, in der Regel einen Text, ein Gespräch, einen Text-Bild-Verbund etc. Die als markiert bestimmten Formen werden daher im zweiten Schritt der konsekutiven Textanalyse einem intratextuellen System zugeordnet. Dieses umfasst die Worteinheiten, die Propositionen und die Textstruktur.

Tab. 1: Ebenen der intratextuellen Analyse

Intratextuelle Ebene	Textorientierte Analyse
	Propositionsorientierte Analyse
	Wortorientierte Analyse

(II.1) Wortorientierte Analyse

Die *wortorientierte Analyse* kennzeichnet Ein- und Mehrwort-Einheiten als markiert. Denn nicht nur Einzelwörter sind konstitutiv für die reiche Semantik eines Textes, sondern insbesondere auch Kollokationen und Idiome. Gerade die Idiomatizität von Wortverbindungen als Ausdruck sprachlicher Routine ist ein salienter Hinweis auf spezifische Handlungsmuster, die im diskurslinguistischen Programm von Interesse sind. Ein- und Mehrwort-Einheiten werden nach DIMEAN kategorisiert in die Klassen *Schlüsselwörter*, *Stigmawörter*, *Namen* und *Ad-hoc-Bildungen*. Dabei weisen wir darauf hin, dass eine Erweiterung dieser Klassen keineswegs dem gestuften Verfahren der diskurslinguistischen Analyse widerspricht. Hier sind fraglos eine Reihe weiterer wortbezogener Klassen denkbar, wie

Fahnenwörter oder *Schlagwörter* (vgl. Hermanns 1994, Böke 1996a). Wir gehen aber davon aus, dass mit den vier Klassen eine Minimalkategorisierung benannt ist, die im Übrigen eine alleinige Konzentration auf Leitvokabeln vermeidet und damit der Forderung Jungs (2006:46) entspricht, „eine allgemeine Untersuchung des diskursgebundenen lexikalischen Inventars" zu verfolgen.

Tab. 2: Kategorien der wortorientierten Analyse

Wortorientierte Analyse	Mehr-Wort-Einheiten	- *Schlüsselwörter* - *Stigmawörter* - *Namen* - *Ad-hoc-Bildungen*
	Ein-Wort-Einheiten	

Unter *Schlüsselwörtern* verstehen wir mit Liebert (2003) Worteinheiten, die das Selbstverständnis und die Ideale einer Gruppe/Epoche ausdrücken, die diskursbestimmend sind, deren kontextuelle und konnotative Bedeutung dominant ist und die Bedeutungsvielfalt aufweisen. *Stigmawörter* dienen dem gegenüber zur pejorativen Kennzeichnung von Konzepten differenter Gruppen/Epochen, mit ihnen werden „Personen, Gegenstände, Sachverhalte irgendwie ‚stigmatisiert'" (Hermanns 1994:19); verbunden damit ist die Funktion der positiven Selbstzuschreibung durch Abwertung einer Alterität. *Namen* sind insbesondere als Toponyme beachtenswerte Mittel der Raumerfassung und begrifflichen Raumbesetzung. So ist die konzentrierte toponymische Symbolisierung durch Straßennamen ein Mittel der Diskursivierung des urbanen Raums. *Ad-hoc-Bildungen* schließlich sind als kontextgebundene Augenblicksbildungen wegen ihres idiosynkratischen Status von besonderem Interesse für die Diskurslinguistik. Mit ihnen werden lexikalische Lücken geschlossen und aus der Position des Textproduzenten perspektiviert (vgl. Peschel 2002). Zu bedenken ist, dass es bei der wortorientierten Analyse auch Kreuzklassifikationen geben kann, etwa Toponyme mit dem Status eines Stigmaworts.

(II.2) Propositionsorientierte Analyse

Bei der *propositionsorientierten Analyse* wird der Satzinhalt als Referenz-Prädikations-Paar analysiert (vgl. von Polenz 1988:92). In der Regel geschieht das als syntaktisch-semantische Analyse des Einzelsatzes, jedoch kann sich die Untersuchung auch auf Phrasenelemente von Sätzen beschränken. Ganz im Sinne der sprechtakttheoretischen Terminologie ist die Proposition unabhängig vom Satztyp vollzogen. Für die diskurslinguistische Ana-

lyse von Propositionen kommen semantische, syntaktische und pragmatische Aspekte in Betracht. Propositionen werden daher nach DIMEAN kategorisiert in die Klassen *Syntax*, *Rhetorische Figuren*, *Metaphernlexeme, soziale/expressive/deontische Bedeutung*, *Präsuppositionen und Implikaturen* sowie *Sprechakte*.

Tab. 3: Kategorien der propositionsorientierten Analyse

Propositionsorientierte Analyse	Mikrostruktur: Propositionen	- *Syntax* - *Rhetorische Figuren* - *Metaphernlexeme* - *soziale, expressive, deontische Bedeutung* - *Präsuppositionen* - *Implikaturen* - *Sprechakte*

Während die wortorientierte Analyse Teil der meisten diskurslinguistischen Arbeiten ist, werden Satzinhalte und -konstruktionstypen häufig übersehen. Gerade die syntaktische Musterbildung bei Propositionen kann aber beispielsweise Diskurspositionen von Äußerungen sehr gut belegen. So finden sich im deutschsprachigen Kolonialdiskurs häufig generische Aussagen durch Verwendung von Prädikativa und in Verbindung mit einem definiten Artikel: *Die Herero sind grosse schlanke Gestalten.* Bei diesem rekurrenten propositionalen Muster erfolgt durch *sein* mit schwacher Eigenbedeutung eine generische Kennzeichnung ethnischer Gruppen. Für solche Phänomene sind im Übrigen Corpus-Driven-Analysen denkbar, die das Auffinden paralleler Konstruktionen in größeren Korpora unterstützen könnten. Teil der propositionalen Analyse sind auch lexikalische und syntaktische Mittel zur Markierung von Sprecherhaltungen. Hierzu gehören etwa Partikeln, die den Redehintergrund kennzeichnen, oder Kommentaradverbien ebenso wie adversative Konjunktionen oder konzessive Subjunktionen. Es lässt sich gerade für syntaktische Phänomene aber keine Standardform mit diskurslinguistischer Relevanz benennen. Im Rahmen der konsekutiven Textanalyse sind diese absolut korpusabhängig.

Rhetorische Figuren sind weit mehr als nur Schmuckformen von Texten, sie dienen nicht unwesentlich der kommunikativen Zielerreichung. Über die Kategorie rhetorischer Figuren sind die in Propositionen eingebetteten sprachlichen Muster beschreibbar, die durch Hinzufügung (*adiectio*), Auslassung (*detractio*), Umstellung (*transmutatio*) und Vertauschung (*immutatio*) funktionieren (vgl. Lausberg 1963). Eine Verbindung der traditionellen

kategorialen Sprachanalyse mit diskurslinguistischen Fragestellungen ist unseres Erachtens wichtig.

Metaphern spielen als kognitive Grundoperationen eine wichtige Rolle in der deklarativen Erfassung von Wirklichkeit (vgl. Lakoff/Johnson 1999). Ungeachtet der Unterscheidung zwischen substitutionstheoretischer und interaktionstheoretischer Beschreibung sind Metaphern als „widersprüchliche Prädikationen oder kalkulierte Absurditäten" (Köller 2004:600) nicht auf der Wortebene selbst beschreibbar, sondern, wie wir spätestens seit Blacks (1954) Unterscheidung von (Metaphern-)*Fokus* und *Rahmen* wissen, erst als propositionale Phänomene in kontextueller Einbindung. In der Diskurslinguistik haben Metaphern bereits früh Aufmerksamkeit gefunden und gehören zum Kernbestand analysierter Phänomene (vgl. Link 1984, Böke 1996b, Spitzmüller 2005a:191–257).

Das gilt auch für verschiedene propositional realisierte Bedeutungsformen von Texten, die man als *soziale, expressive* und *deontische Bedeutung* bezeichnet (vgl. Löbner 2003:23–52, Hermanns 1989:74). Es handelt sich dabei um kontextuell, in der Regel propositional konstituierte Bedeutungen von Ausdrücken. Gerade die *deontische Bedeutung* als Sollens-Bedeutung markiert diskursive Positionen, da sie ausdrückt, „daß wir, in bezug auf einen Gegenstand, etwas nicht dürfen, dürfen oder sollen" (Hermanns 1989:74).

Weniger häufig werden in der Diskurslinguistik bisher *Präsuppositionen* und *Implikaturen* untersucht, obgleich deren Analyse gerade geeignet ist, Diskurskontexte erkennbar zu machen. Wenn Diskurse als Menge strukturiert-verbundener Texte linguistisch zu untersuchen sind, so stellt sich die Frage, ob solche Diskurse auch Kohärenz besitzen. Gerade voraussetzbare und ergänzbare Inhalte im Sinne pragmatischer Inferenzen spielen hierfür eine wichtige Rolle. Die impliziten Bezüge auf gemeinsames Wissen scheinen uns für die Diskurskohärenz sogar besonders wichtig zu sein. Denn die Teilmengen eines Diskurses – also einzelne Texte – sind eben nicht in einer Makrostruktur erkennbar miteinander verbunden, sondern der referentielle Zusammenhang von vielen Einzeltexten ergibt sich wesentlich aus der Erschließung von Wissen, das in den Texten implizit thematisiert wird. Als pragmatische Inferenzen im Sinne der Erschließung impliziter Aussagen aus einer gegebenen Information (Levinson 2000:204) besitzen damit auch ergänzbare Inhalte (Implikaturen) und voraussetzbare Inhalte (Präsuppositionen) einen interessanten diskurslinguistischen Status.

Kaum untersucht werden in diskurslinguistischen Arbeiten bislang *Sprechakte*. Doch auch sie können interessante Hinweise auf diskursive Muster liefern. So hat etwa Moschonas (2008) gezeigt, dass der von ihm

so genannte Sprechakttyp des „Korrektivs“ (ein direktiver Sprechakt mit Anpassungsrichtung Metasprache-Sprache der Form *Sag nicht X [Prohibitivum], sag Y [Normativum], weil Z [Explikativum]*) im sprachpuristischen Diskurs eine konstitutive Rolle spielt, und dass sprechaktbasierte Analysen (auch corpus-driven) sehr gut operationalisierbar sind (vgl. als Anwendungsbeispiel Moschonas/Spitzmüller 2009).

(II.3) Textorientierte Analyse

Neben den wort- und propositionsbezogenen Kategorien kommen für die intratextuelle Ebenenzuordnung die textorientierten Kategorien in Betracht. Während die Propositionen bereits als textuelle Mikroelemente beschreibbar sind, sind damit hier die textuelle Meso- und Makrostruktur sowie die visuelle Textstruktur gemeint. Unter einer textuellen Mesostruktur verstehen wir Formen der Textteilgliederung, unter einer textuellen Makrostruktur die thematische Gesamtgliederung eines Textes. Für die einzelnen in Betracht kommenden analytischen Kategorien ist eine Trennung nach Mesostruktur und Makrostruktur jedoch allgemein nicht möglich, da mesostrukturelle Phänomene stets auch makrostrukturell realisiert sein können und umgekehrt. Wir schlagen daher für die Analyse von Meso- und Makrostruktur folgende Kategorien vor: *Lexikalische Felder, Metaphernfelder, Lexikalische Oppositionslinien, Themenentfaltung, Textstrategien/Textfunktionen* und *Textsorte*. Dabei gehen wir davon aus, dass aufgrund der vielfach begründeten textlinguistischen Relevanz der Diskurslinguistik die Integration dieser Kategorien in DIMEAN keiner Begründung bedarf und eine jeweils knappe Kennzeichnung ausreichend ist.

Tab. 4: Kategorien der textorientierten Analyse

Textorientierte Analyse	Visuelle Textstruktur	- *Layout/Design* - *Typographie* - *Text-Bild-Beziehungen* - *Materialität/Textträger*
	Makrostruktur: Textthema	- *Lexikalische Felder* - *Metaphernfelder* - *Lexikalische Oppositionslinien* - *Themenentfaltung* - *Textstrategien/Textfunktionen* - *Textsorte*
	Mesostruktur: Themen in Textteilen	

Lexikalische Felder sind als pragmatische Strukturierungsformen immer textuell, da sie nicht auf der Wort- oder Propositionsebene beobachtbar sind. In ihnen sind lexikalische Elemente organisiert, die partiell ähnliche semantische Merkmale besitzen oder nach diesen antonymisch gegliedert sind. Die Feldstrukturen bestehen zwar aus Elementen subtextueller Einheiten des Sprachsystems, sie etablieren sich aber stets in meso- oder makrostrukturellen Komplexen von Aussagen. Gleiches gilt für *Metaphernfelder*, die zwar analytisch ebenso eng mit der propositionalen Ebene verbunden sind, wie die lexikalischen Felder mit der Wortebene, die aber gleichfalls auch erst textstrukturell manifest sind. *Lexikalische Oppositionslinien* ergeben sich zumeist aus systematischer Binarität von Begriffsbündeln und sind textuell besonders deutlich durch Gegenüberstellung von Schlüsselwörtern und Stigmawörtern realisiert.

Auf textuelle Eigenschaften im engeren Sinn beziehen sich schließlich die Klassen *Themenentfaltung, Textstrategien/Textfunktionen* und *Textsorte*. In der Textlinguistik werden eine Reihe unterschiedlicher Typen der Hierarchisierung von Einzelpropositionen zu übergeordneten thematischen Strukturen beschrieben, diese hängen eng mit der Funktion eines Textes und den textuell verfolgten Strategien zusammen. So sind *Agitation, Expression, Information, Beschreibung* etc. häufig parallelisiert mit der Bevorzugung von Strategien wie *Relativierung*, *Verleugnung*, *Nahelegung*, *Anspielung* und bestimmten Textsorten wie *Pressemeldung, Leitartikel, privater Brief, wissenschaftliche Abhandlung*. Diskurslinguistik greift hier auf die bekannten textlinguistischen Beschreibungsverfahren zurück.

Über Fragestellungen einer Standard-Textlinguistik geht die Analyse der *visuellen Textstruktur* weit hinaus. Wir schlagen als Klassen hier *Layout/Design, Typographie, Text-Bild-Beziehungen* sowie *Materialität/Textträger* vor. Da die visuelle Textstruktur erst in den letzten Jahren zu linguistischer Aufmerksamkeit gekommen ist (vgl. Stöckl 2004b, Spitzmüller 2006, Roth/Spitzmüller 2007), kann unsere Kategorisierung hier nur vorläufig sein. Wichtige Impulse verdanken wir in diesem Bereich vor allem der Textstilistik, die Kategorisierungen und Verfahren zur Analyse sowohl von Text-Bild-Verbünden (vgl. Fix/Wellmann 2000, Stöckl 2004a) als auch der Textgestalt und -materialität (vgl. Fix 2001, Stöckl 2004b, Sandig 2006) entwickelt. *Typographie* umfasst sowohl die Auswahl und Gestaltung von Schriftelementen und ihre Anordnung auf der Zeile (*Mikrotypographie*) als auch ihre Anordnung auf der Fläche des Zeichenträgers (*Makrotypographie*). Unter *Text-Bild-Beziehungen* fassen wir sowohl die Auswahl und Platzierung von Bildern als auch die semiotischen Interferenzen, die zwischen Text- und Bildpropositionen festzustellen sind, und die auf der Textebene Lesarten (bzw. Kontexte) generieren. Die Kategorie *Materialität/Textträger*

schließt neben dem konkreten Material auch das Trägermedium und die Kommunikationsform mit ein, die allerdings bereits auf die Ebene der Akteure verweisen. Unter *Layout/Design* schließlich fassen wir die visuelle Gesamtgestaltung eines Textes; diese Kategorie umfasst die anderen, da die typographische Gestaltung, die Komposition von Texten und Bildern und die Auswahl des Materials Bestandteile des Designs sind. Layout/Design betont jedoch gegenüber diesen Elementen vor allem die Gesamtidee, die durch die Wahl verschiedener visueller Mittel zum Ausdruck gebracht wird. Sie kann freilich nur rekonstruktiv kategorisiert werden.

Dass die visuelle Struktur Teil der Textstruktur ist, lässt sich leicht begründen: Zum einen kommen visuelle Mittel wie grafische Hervorhebungen in der Regel erst im Textverbund zur Geltung, zum anderen interagieren sie in vielfältiger Weise mit der Meso- und Makrostruktur des Textes. So hängt die Wahl des Trägermaterials, des Mediums und der Kommunikationsform eng mit der Textsorte zusammen (und lässt umgekehrt nur eine bestimmte Menge von Textsorten zu), so gliedern, organisieren und hierarchisieren visuelle Elemente den Text optisch (und verdeutlichen damit die genannten textuellen Mittel) und so indiziert die visuelle Gestaltung, das Layout/Design, die Textsorte und mithin die Textfunktion im Sinne eines „typographischen Dispositivs" (Wehde 2000:119–133).

Diskurslinguistisch relevant ist die visuelle Textstruktur nicht nur deshalb, weil die visuelle Struktur häufig die textuelle unterstreicht (bspw. indem Passagen auch optisch herausgestellt werden), sondern auch, weil die genannten visuellen Mittel kollektives Wissen indizieren können. So kann die Wahl bestimmter Schriftarten, Farben, Bilder, aber auch eines Mediums, eine Positionierung im Diskurs dadurch anzeigen, dass sie mit bestimmten Verwendungszusammenhängen in Verbindung gebracht werden; sie wirken dadurch (innerhalb eines bestimmten diskursiven Zusammenhangs) ebenso kontextualisierend wie sprachliche Formen. Wie bei diesen kann diese kontextualisierende Funktion allerdings erst auf transtextueller Ebene beschrieben werden. Auf der intratextuellen Analyseebene sollen diese Elemente zunächst einmal nur gesammelt werden.

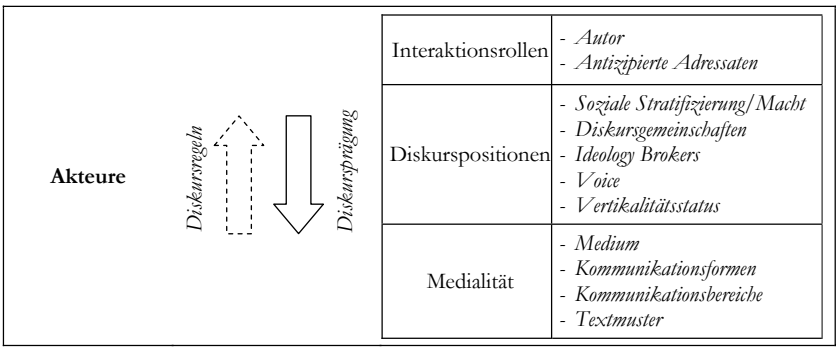
Die bei der Erstlektüre gewonnenen Beobachtungen werden also im zweiten Methodenschritt den intratextuellen Ebenen *Wort*, *Proposition* und *Text* differenziert und kategorial zugeordnet. Das gilt für alle Teiltexte eines diskurslinguistischen Korpus. Im Zuge dieser Zuordnung erfolgt eine wiederholte Lektüre der Texte im Sinne einer iterativen heuristischen Präzisierung von Analysedaten. Diese Überprüfung als Re-Analyse kann bei elektronisch vorliegenden Korpora besonders gut automatisiert werden. Die methodischen Variablen nach DIMEAN sichern eine systematische Analysepraxis. Wir gehen davon aus, dass damit eine zuverlässige

Kennzeichnung von jeweils untersuchungsrelevanten Phänomenen der intratextuellen Diskursrepräsentation möglich ist. Selbstverständlich ist dabei nicht an eine schematische Globalanalyse aller Kategorien gedacht, sondern an eine gewichtete Auswahl der für das diskurslinguistische Untersuchungsziel maßgeblichen Einheiten.

(III) Analyse der Diskurshandlungen

Wir haben bereits methodologisch begründet, dass die Ausklammerung der sprachlichen Handlung und Handelnden aus einem diskurslinguistischen Methodenmodell unterspezifizierte Forschungsergebnisse befördert. Die Integration der Diskurshandlung in ein diskurslinguistisches Methodenmodell trägt sowohl der komplexen Morphologie des Diskurses Rechnung als sie sprach- und wissensbezogene Diskurslinguistik zusammenführt. Nun wird ein handlungsbezogener Diskursbegriff vor allem in den Sozialwissenschaften vertreten, und hier hat man auch zahlreiche Methoden zur Akteursanalyse entwickelt. Wir gehen davon aus, dass die linguistische Analyse von Diskurshandlungen insofern zahlreiche Schnittstellen zu sozialwissenschaftlichen Diskursperspektiven aufweist. Das multidisziplinäre Projekt der Diskursanalyse im Allgemeinen kann also hier nur eine linguistische Fokussierung auf sprachliches Handeln erwarten, die gegebenenfalls durch andere Fachperspektiven einer Erweiterung erfahren können. Als Minimalkategorien der linguistischen Akteursanalyse schlagen wir *Interaktionsrollen* (*Autor* und *antizipierte Adressaten*), *Diskurspositionen* (*Soziale Stratifizierung/Macht, Diskursgemeinschaften, Ideology Brokers, Voice, Vertikalitätsstatus*) und *Medialität* (*Medium, Kommunikationsformen, Kommunikationsbereiche* und *Textmuster*) vor. Hinzu kommen die Regeln, nach denen singuläre Texte Teil eines Diskurses werden, sowie die Beschreibung des Mechanismus der prinzipiellen Diskursprägung; wir nennen diese *Text-Diskurs-Filter*.

Tab. 5: Kategorien und Filter der akteursorientierten Analyse



(III.1) Interaktionsrollen:
Autor, Antizipierter Adressat

Bereits an der Kategorie des *Autors* wird deutlich, dass in die diskurslinguistische Akteursanalyse Kategorien traditioneller textlinguistischer Verfahren eingehen. Die Benennung von Produzent, Medium und Rezipient gehört zum kanonischen, wenngleich auch nicht immer sinnvollen Vorgehen der linguistischen Untersuchung von Einzeltexten. Foucault (1973:75) zeigt, dass die Frage nach dem Autor von Äußerungen im Diskurs aber über die intratextuelle Ebene bereits hinausweist: „Wer in der Menge aller sprechenden Individuen verfügt begründet über diese Art von Sprache?" Es geht also bei der Autorschaft um eine Verfügbarkeit von Sprache durch die soziale Position des Textproduzenten. Der Autor ist folglich eine Äußerungsmodalität ebenso wie der *antizipierte Adressat*. Die diskursive Prägung von Texten bzw. Aussagen bildet sich aus den Positionen von Autor(en) und Adressat(en), wobei diese selbstverständlich keine Subjekte sein müssen. Es ist bekannt, dass die Produktions- und Rezeptionspositionen vielfach besetzt sein können, so etwa durch Institutionen. Traditionelle linguistische Modelle zur Beschreibung von Interaktionsrollen wie Sender und Empfänger sind hier kaum geeignet, die Komplexität des Akteursfeldes zu erfassen. So lässt sich mit der Unterscheidung von *Sprecher/Schreiber* vs. *Hörer/Leser* wenig über die vertikale und horizontale Distribution von Wissen sagen. Schwitalla (2001) hat im gesprächsanalytischen Zusammenhang diese Interaktionsrollen erweitert, wenn er *Zuhörer*, *Adressat*, *Experte*, *Prominenter*, *Bürger*, *Betroffener*, *Opfer* etc. als Teilnehmer von Gesprächen annimmt. Für diskurslinguistische Analysen sind insbesondere die Modelle des Teilnehmerstatus nach Goffman (1979:1981) und Levinson (1988) nutzbar zu machen. Goffman (1979) differenziert die herkömmlichen Rollen von Produzent und Rezipient jeweils nach drei Aspekten:

Textproduzenten	-	Author
	-	Principal
	-	Animator
Textrezipienten	-	Adressat
	-	Bystander
	-	Eavesdropper

Der *Vertexter* (Author) ist nicht zwingend identisch mit der konkreten und häufig auch markierten *Autorschaft* (Principal) und den *Instanzen der Äußerung* (Animator). So sind es im Gesetzgebungsverfahren häufig die ministeriellen Referenten, die die Arbeit der *Vertextung* leisten, *Autor* ist aber der

Gesetzgeber, die *Instanz der Äußerung* kann schließlich von einem Abdruck in einem Gesetzblatt über eine Pressekonferenz bis zur Medientransformation reichen. Ebenso differenziert sind die Teilnehmerrollen bei den Textrezipienten. Die eigentlichen *Adressaten* (Adressat) sind zu unterscheiden von den zugelassenen *Mithörern* (Bystander) und den *nicht autorisierten Empfängern* (Eavesdropper). Eine handlungsorientierte Diskurslinguistik wird von solchen Differenzierungen ausgehen.

(III.2) Diskurspositionen: Soziale Stratifizierung, Diskursgemeinschaften, Ideology Brokers, Voice, Vertikalitätsstatus

Wie wir in Abschnitt 6 methodologisch begründet haben, halten wir die Analyse sozialer Strukturen und Hierarchien für eine wichtige Komponente der Diskursanalyse. Die Analyse der sozialen Stratifizierung hängt dabei eng mit der der Interaktionsrollen zusammen. Sie trägt insbesondere der Tatsache Rechnung, dass die Diskursakteure unterschiedliche Möglichkeiten haben, am Diskurs zu partizipieren, und damit, bestimmte Interaktionsrollen einzunehmen. Foucault (1974:26) hat in diesem Zusammenhang von der diskurskanalisierenden Prozedur der „Verknappung […] der sprechenden Subjekte" gesprochen, zu der er das *Ritual* (rituel) – die Qualifikation zur Teilnahme am Diskurs –, die *Diskursgesellschaften* (sociétés de discours) – Gruppen, die den Zugang zum Diskurs regeln –, die *Doktrinen* (doctrines) – die Zurechnung zu bestimmten sozialen Gruppen und Ideologien – und die *gesellschaftlichen Aneignungen des Diskurses* (l'appropriation sociale des discours) bspw. durch Sozialisation gerechnet hat. Um diese Kategorien diskurslinguistisch fruchtbar zu machen, erscheint uns vor allem eine Verbindung mit soziolinguistischen Konzepten nötig.

Zur Bezeichnung verschiedener Gruppierungen, die innerhalb des Diskurses mehr oder weniger ähnlichen diskursiven Praktiken verpflichtet sind bzw. sich als Kollektiv zu erkennen geben, schlagen wir, in Anlehnung an den soziolinguistischen Begriff der *Sprachgemeinschaft*, den Terminus *Diskursgemeinschaft* vor. Wir beziehen uns dabei explizit auf neuere Konzeptionalisierungen, die Sprachgemeinschaften nicht als homogene Gruppen, sondern als dynamische, vernetzte Gebilde verstehen, denen sich Sprecher selbst zurechnen, wobei davon ausgegangen wird, dass sich Sprecher je nach Kontext verschiedenen Sprachgemeinschaften zurechnen und dass unterschiedlich komplexe Sprachgemeinschaften ineinander verschachtelt sein können (vgl. Rampton 2000). Sprach- und Diskursgemeinschaften sind damit auch als Resultate (gleichermaßen dynamischer) Identitätszuschreibungen zu sehen, deren sprachliche Aushandlung soziolinguistisch beschrieben werden kann (vgl. Blommaert 2005:203–